

schließlich, mehr formalen Ausdrucksform für das wachsende Einheitsbewußtsein, das sich zwischen unseren beiden Kirchen entwickelt.

d) *Schlußbemerkung*

47. Die Worte und Gesten von Papst Johannes Paul II. in Canterbury 1982 geben den Auftakt zu einer neuen Dimension auf symbolischer Ebene; er stellt eine Herausforderung dar, hinter der wir nicht zurückbleiben dürfen. Wir möchten uns mit der Gemeinsamen Erklärung, die er und der Erzbischof unterzeichnet haben, identifizieren. Insbesondere unterstützen wir ihre Hoffnungen und Erwartungen im Blick auf ARCIC II und öffnen wir uns ihrem Aufruf an uns alle: „Während diese unerläßliche Arbeit der theologischen Klarstellung weitergeht, muß sie von dem eif-

rigen Wirken und dem inständigen Gebet der römischen Katholiken und der Anglikaner in der ganzen Welt begleitet werden, indem sie in gegenseitigem Verständnis, brüderlicher Liebe und gemeinsamem Zeugnis für das Evangelium zu wachsen suchen. Noch einmal wenden wir uns deshalb an die Bischöfe, den Klerus und das gläubige Volk unserer beiden Gemeinschaften in allen Ländern, Diözesen und Pfarreien, wo unsere Gläubigen Seite an Seite leben. Wir fordern sie alle dringend auf, für dieses Werk zu beten und jedes nur mögliche Mittel zu ergreifen, um es durch ihre Zusammenarbeit zur Vertiefung ihrer Treue zu Christus und zum Zeugnis für ihn vor der Welt zu fördern. Nur durch solche Zusammenarbeit und solches Gebet können die Erinnerung an die vergangene Feindschaft geheilt und unsere vergangenen Konfliktpunkte überwunden werden“ (A-RK/8, 4).

„Die Erde ist des Herrn“

Der Evangelische Kirchentag in Düsseldorf

Zum zweiten Mal innerhalb von drei Jahren war die nordrhein-westfälische Landeshauptstadt Schauplatz eines der kirchlichen Großereignisse in der Bundesrepublik, zu denen es in anderen europäischen Ländern weder auf katholischer noch auf evangelischer Seite ein Pendant gibt: Nach dem 87. Deutschen Katholikentag vom Herbst 1982 (vgl. HK, Oktober 1982, 493–499) füllte jetzt vom 5. bis 9. Juni der 21. Deutsche Evangelische Kirchentag mit seinen über 130 000 Teilnehmern die Düsseldorfer Messehallen, Säle, Kirchen, Plätze und Straßenbahnen. Fast 70 Prozent der Teilnehmer waren noch keine dreißig Jahre alt; die unter 18jährigen stellten beinahe ein Drittel.

Zumindest beim ersten Blick auf das, was sich zwischen Eröffnungsgottesdiensten und Schlußversammlung auf dem Messegelände und in der Stadt abspielte, war nicht leicht auszumachen, was diesen Kirchentag besonders prägte bzw. von seinen Vorgängern unterschied. Schließlich stand in Düsseldorf sehr vieles auf dem insgesamt über 2300 Veranstaltungen umfassenden Programm, was von den letzten Kirchentagen her geläufig war. Dazu gehört der „Markt der Möglichkeiten“ ebenso wie das Geistliche Zentrum mit seiner „Halle der Stille“ und den verschiedensten Meditations-, Gesprächs- und Gottesdienstangeboten oder das in Nürnberg 1979 erstmals durchgeführte „Feierabendmahl“ am Freitagabend. Auch diesmal gab es beispielsweise eine Veranstaltungsreihe der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen, konnte man an einem „Südafrikatag“ und einem „Lateinamerikatag“ (u. a. mit *Fernando Cardenal*) teilnehmen, fehlte ein „Frauenforum“ nicht.

Das Friedenthema trat zurück

Auch bei den großen Themenblöcken war die Kontinuität zu den Schwerpunkten gerade der letzten beiden Kirchentage nicht zu übersehen. Was etwa vor zwei Jahren in

Hannover „Frieden stiften“, „Schöpfung bewahren“, „Kirche erneuern“, hieß, tauchte in Düsseldorf wieder unter den Überschriften „Schritte zu Gerechtigkeit und Frieden“, „Leben in der Schöpfung“ und „Zwischen Ortsgemeinde und Weltkirche“ wieder auf. Dazu kamen die Themenbereiche „Gottesbild und Gottes Handeln“, „Die Bürger und ihr Staat“ und „Zukunft der Arbeit“:

An den Hannoveraner Kirchentag erinnerten nicht zuletzt die violetten Halstücher mit der Parole „Es ist Zeit für ein Nein ohne Ja zu den Massenvernichtungswaffen“, die auch jetzt wieder von zahlreichen Teilnehmern getragen wurden. Zu der Friedensdemonstration am Samstag, zu der die „Friedenskampagne Kirchentag 85“ (ein Zusammenschluß von etwa 60 christlichen Friedensinitiativen) aufgerufen hatte, kamen allerdings nur etwa 15 000 Teilnehmer, während an der Demonstration am Rand des Hamburger Kirchentags vor vier Jahren über 100 000 Menschen teilgenommen hatten.

Die Art und Weise, wie in Düsseldorf das *Friedenthema* angegangen wurde, das den beiden letzten Kirchentagen seinen Stempel aufdrückte, war in vieler Hinsicht symptomatisch für die Situation des christlichen Teils der Friedensbewegung eineinhalb Jahre nach dem Beginn der Stationierung von Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik. Strategisch-militärtechnische Fragen spielten in den einschlägigen Voten und Diskussionen kaum mehr eine Rolle (abgesehen natürlich von den amerikanischen SDI-Plänen, die *Erhard Eppler* heftig als den Versuch der USA attackierte, sich unverwundbar zu rüsten). Unmißverständlich artikuliert wurde allerdings immer wieder die Forderung an die EKD, in Fortschreibung ihrer Friedensdenkschrift von 1981 zu einer eindeutigen Absage an die Formulierung der Heidelberger Erklärung von 1959 zu kommen, wonach Friedenssicherung durch Atomwaffen eine für Christen mögliche Handlungsweise sei.

So wurde auf einer Veranstaltung im Rahmen des Themenbereichs „Schritte zur Gerechtigkeit und Frieden“ von mehr als 12 000 Kirchentagsteilnehmern mit nur wenigen Gegenstimmen eine „Düsseldorfer Erklärung“ gutgeheißen, in der es unter anderem heißt: „Den Frieden unseres Volkes und der Völker durch technische und strategische Fortentwicklung nuklearer Rüstung sichern zu wollen kann nach unserer Erkenntnis heute nicht mehr als eine noch mögliche christliche Handlungsweise anerkannt werden.“ Die Drohung mit Massenvernichtungsmitteln sei ebenso wie ihre Herstellung und Aufstellung mit dem christlichen Glauben unvereinbar. Der Erfurter Propst *Heino Falcke* erinnerte in seinem Vortrag „Die Feinde lieben“ an die vom DDR-Kirchenbund formulierte „Absage an Geist, Logik und Praxis der Abschreckung“ und regte die Fortschreibung der Ostdenkschrift der EKD in einer „Ost-West-Denkschrift“ an, die darstellen sollte, wie die Partnerschaft zwischen Ost und West auf eine europäische Friedensordnung hin als Sicherheitspartnerschaft gestaltet und gelebt werden könnte.

Nicht nur an die EKD, sondern an alle christlichen Kirchen richtete sich der auf dem Kirchentag von *Carl Friedrich von Weizsäcker* eingebrachte Aufruf zu einem „Konzil des Friedens“ (vgl. ds. Heft, S. 300). Auf einem solchen Konzil müßten die christlichen Kirchen in gemeinsamer Verantwortung ein Wort sagen, das die Menschheit nicht überhören könne. Kirchentagspräsident *Wolfgang Huber* machte sich in seiner Ansprache bei der Schlußversammlung diesen Aufruf ausdrücklich zu eigen und bat Gemeinden und Kirchenleitungen, ihm durch ihre ausdrückliche Unterstützung Kraft zu verleihen.

Für einen „sanften“ Umgang mit der Schöpfung

Auch wenn die Forderung nach einem ökumenischen Friedenskonzil zum Schluß des Kirchentags einen markanten Akzent setzte: In Düsseldorf war die Frage nach weiteren Schritten des christlich motivierten Friedensengagements durchweg eingebunden in einen Zusammenhang, für den nicht zuletzt das Kirchentagsmotto aus Psalm 24 stand: „Die Erde ist des Herrn“. Wenn es überhaupt einen Cantus firmus des Düsseldorfer Treffens gab, dann war es der vielstimmig vorgebrachte Aufruf, sich angesichts der Krise technisch-wissenschaftlicher Weltbeherrschung neu auf die biblische Botschaft von Gott als dem Herrn der Erde zu besinnen, die der Mensch sorgsam zu verwalten habe, aber nicht grenzenlos ausbeuten und beliebig manipulieren dürfe. Der Schrifttext, über den in den Eröffnungsgottesdiensten gepredigt wurde (1 Kor 8, 6: „So haben wir doch nur einen Gott den Vater, von dem alle Dinge sind und wir zu ihm und einen Herrn Jesus Christus, durch den alle Dinge sind und wir durch ihn“), ermöglichte dazu den entsprechenden Auftakt. *Wolfgang Huber* sprach in seiner Predigt von den „Göttern des Erfolgs und des Geldes“, den „Götzen von Macht und Sicherheit“ und hielt dagegen: „Der Glaube eröffnet die Freiheit, jene Gewalten nicht mehr anzuerkennen und

ihrem Machtanspruch zu widerstehen.“

Vor allem die *Bibelarbeiten* (an ihnen nahmen jeden Morgen durchschnittlich 60 000 Menschen teil, mehr als an den Vorträgen und Foren) boten dann Gelegenheit zum Brückenschlag zwischen den Aussagen der Schrift über die Stellung des Menschen in Gottes Schöpfung und den gegenwärtigen ökologischen, wirtschaftlichen und politischen Problemen von der Verschuldung der Dritten Welt über die Neuverteilung der Arbeit bis zur Massentierhaltung. Dem Schöpfungsthema entsprechend stammten zwei der drei Schrifttexte für die Bibelarbeiten aus dem Alten Testament: Gen 8,20 – 9,17 (der Bundesschluß mit Noah nach der Sintflut) und Lev 25, 1–13 (die Bestimmungen des Heiligtumsgesetzes über das Sabbatjahr und das Jubeljahr). Dazu kam als Text für die Bibelarbeit am Samstag der Christushymnus aus dem ersten Kapitel des Kolosserbriefs.

Im *Grundtenor* waren sich die Ausleger dieser Texte auf dem Kirchentag (wie immer eine bunte Mischung aus Universitätstheologen, Pfarrern und Nichttheologen; an *Dorothee Sölle* und *Jörg Zink* führte offensichtlich auch diesmal kein Weg vorbei) weitgehend einig: Die zunächst eher sperrig wirkenden Schriftaussagen gewinnen auf dem Hintergrund zunehmender Umweltzerstörung und wachsender Einsicht in die Folgekosten der neuzeitlichen Weltbemächtigung neue Aktualität und öffnen Perspektiven für einen sorgsameren Umgang mit der Schöpfung. Der Ostberliner Generalsuperintendent *Günter Krusche* formulierte in seiner Auslegung der Erzählung vom Noah-Bund: „Deshalb heißt im Zeichen des Regenbogens leben: Grenzen respektieren, der Schöpfung ihr Recht lassen, auf Möglichkeiten verzichten, das Leben als etwas Ganzes und Heiliges anerkennen, alles Lebendige achten und ehren, weil die Erde des Herrn ist und nicht des Menschen.“

Immer wieder wurden die Zuhörer mit mehr oder weniger Emphase dazu aufgefordert, die biblischen Perspektiven nicht als bloße Utopien abzutun, sondern sich von ihnen zur Umkehr und zu konkreten Schritten auf dem Weg zu einem „sanfteren“ Verhältnis zur Schöpfung provozieren zu lassen. Dabei machten es sich einige Ausleger aber sowohl bei der Entlarvung und Entmythologisierung der „falschen Götter“ Profit, Leistung oder Ausbeutung wie bei der Aktualisierung der Schrifttexte entschieden zu leicht. So wenn es etwa bei dem Bielefelder Theologen *Frank Crüsemann* hieß: „Die Zerstörung und Ausbeutung der Natur, der Hunger der Dritten Welt, die Arbeitslosen bei uns und die weitere Zerstörung der menschlichen Beziehungen. Alles kommt letztlich aus dieser einen Wurzel, dem Zwang zum Profit, der wie ein schwarzes Loch alles aufzusaugen droht.“ Auch für die Tendenz, aus dem einen Extrem der Überbetonung des menschlichen Herrschaftsauftrags in das andere Extrem einer fast schon mystischen Verklärung von Schöpfung zu fallen, gab es bei den Kirchentags-Bibelarbeiten Belege (*Hildegund Wöller* in ihrer Auslegung des Kolosser-Hymnus: „Jeder Stein und jedes Blatt, das wir berühren, ist Leib Christi“). Wer konkrete Ansatzpunkte für das in Bibelarbeiten und

Vorträgen angeregte Engagement suchte, kam auch bei diesem Kirchentag voll und ganz auf seine Kosten. Auf dem Markt der Möglichkeiten wie in der Halle 5 mit der Werkstatt „Leben in der Schöpfung“ präsentierten sich zahlreiche Gruppen, Initiativen und Gemeinden mit ihren jeweiligen Projekten in den Bereichen Ökologie, Dritte Welt oder Friedensarbeit: Man konnte sich darüber informieren, wie man mit weniger Schädlingsmitteln auskommen oder seine Müllmenge reduzieren kann oder sich auch an der Umrüstung eines Militärlastwagens in eine fahrbare Klinik für die SWAPO beteiligen.

Zwischen Gentechnologie und Gottesbildern

Von den Themen, die in Düsseldorf unter dem Leitwort „Leben in der Schöpfung“ in großen Veranstaltungen aufgegriffen wurden, stieß die *Gentechnologie* auf das meiste Publikumsinteresse. Das Schild „Halle überfüllt“ war bei den Vorträgen und Foren zu diesem Thema fast ein Dauerrequisit. Der Berliner Pharmakologe *Georges Fülgraff* gab einen so präzisen wie aufrüttelnden Überblick zu den Möglichkeiten und Gefahren genetischer Manipulation am Menschen und forderte, eine „weltweit anerkannte Ethik der Forschung und Manipulation am Menschen zu erarbeiten und ihr im praktischen Handeln Anerkennung zu verschaffen“. Rechtliche Regelungen seien unumgänglich, reichten aber nicht aus. Der frühere Präsident des Bundesverfassungsgerichts, *Ernst Benda*, wies darauf hin, daß der Mensch in dem Maß, in dem Techniken zur Verfügung stünden, die in sein Wesen eingriffen, zum „Produkt eines allmählichen, aber immer rascher und radikaler fortschreitenden Prozesses der Züchtung“ werde, an dessen Ende er mit dem heute bekannten Menschen nur noch physische Ähnlichkeiten aufweisen könnte. Beifall erhielt *Günter Altner* für die Forderung nach einem Moratorium für Gentechnik und Genforschung, um die Entwicklung der Gesellschaft nicht über den Kopf wachsen zu lassen.

Natürlich konnte das gesellschafts- und wirtschaftspolitische Thema Nr. 1 dieser Jahre auf dem Kirchentag nicht fehlen. Verschiedene Vorträge, Podiumsdiskussionen und eine teilweise von Arbeitsloseninitiativen getragene „Werkstatt“ beschäftigten sich in Düsseldorf mit den verschiedenen Facetten des Themas Arbeitslosigkeit und Zukunft der Arbeit, wobei neben Politikern und Experten auch Betroffene zu Wort kamen. Darüber hinaus rief das Kirchentagspräsidium eine Solidaritätsaktion ins Leben: Auf dem Messegelände wurden kleine Backsteine verkauft; aus dem Erlös dieser Aktion sollte Arbeitslosen die kostenlose Teilnahme am Kirchentag finanziert werden. Auf den großen Veranstaltungen zum Thema Arbeit und Arbeitslosigkeit kam es zum Schlagabtausch der Argumente, die gegenwärtig die öffentliche Diskussion über die Frage bestimmen. Die Verteidiger der Bonner Arbeitsmarktpolitik, an erster Stelle Arbeitsminister *Norbert Blüm*, hatten dabei einen schweren Stand. Mut zur Kritik nach allen Seiten zeigte der Berliner Alternativ-Theoreti-

ker *Joseph Huber*, der in seinem Referat sowohl die Positionen der Arbeitgeber wie die der Gewerkschaften attackierte und auch das „grün-rot-romantische Therapiekonzept“ einer Entkoppelung von Arbeit und Einkommen kritisierte. Seine These: Der technologisch-industrielle Strukturwandel müsse vorangetrieben werden bei gleichzeitiger ökologisch-sozialer Kurskorrektur. Neben dieser langfristig angelegten Strategie müsse man kurzfristig die Möglichkeiten einer aktiven Arbeitsmarktpolitik voll ausschöpfen.

Nicht nur die Beschäftigung mit Arbeitslosigkeit und Gentechnik in Düsseldorf lieferte Anschauungsmaterial für das, was der Präses der gastgebenden Rheinischen Kirche, *Gerhard Brandt*, in der abschließenden Pressekonferenz als die „*Arbeitsatmosphäre*“ bezeichnete, die diesen Kirchentag stärker als seine Vorgänger geprägt habe. Tatsächlich schien die Bereitschaft, sich intensiver auf Sachfragen einzulassen, bei vielen Kirchentagsbesuchern gestiegen zu sein, wovon allerdings nicht alle Themen gleichermaßen profitierten: So stießen sowohl das Forum Ausländer und Deutsche wie das Forum Ruhrgebiet auf minimales Publikumsinteresse.

Großen Zuspruch fanden dagegen die Veranstaltungen im Themenbereich 1, die sich mit *Gottesbild* und *Gottes Handeln* beschäftigten. So selbstverständlich und dezidiert vielerorts auf dem Kirchentag von Gott und seinem Herrsein angesichts der Grenzen menschlicher Weltbeherrschung und als Ermutigung zu erneuerter christlicher Weltzuwendung die Rede war, hier sollten ausdrücklich Schwierigkeiten und Möglichkeiten zur Sprache kommen, heute von Gott zu sprechen. Das geschah auf sehr verschiedene und für viele Zuhörer wohl auch verwirrende Weise: *Franz-Xaver Kaufmann* skizzierte den gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext des Gottesglaubens (vgl. ds. Heft, S. 329), *Heinz Zabrt* versuchte anhand des Hiob-Buchs zu einem vertieften Gottesbild hinzuführen, *Hans Küng* plädierte in seinem Vortrag „Gott neu entdecken“ für eine Verbindung von Mystik und Prophetie, Innerlichkeit und Engagement. Die feministische Kritik am patriarchalischen Gottesbild wurde artikuliert, Zeugnisse aus der modernen Literatur und Kunst herangezogen.

Anregende, wenn auch nicht ganz unproblematische Beiträge kamen vor allem von dem Heidelberger evangelischen Systematiker *Dietrich Ritschl* und seinem Hamburger Kollegen *Fulbert Steffensky*. Während Ritschl seinen Vortrag auf die These zuspitzte, daß man von und zu Gott nur reden könne, wenn man sich in die Geschichte hineinfallen lasse, die von Abraham über Jesus bis heute reiche, versuchte Steffensky zu zeigen, was es für einen profanen Zeitgenossen bedeuten könne, Gott ins Spiel zu bringen: Gott nennen heiße, der eigenen Hoffnungslosigkeit zu widersprechen, der eigenen Bosheit zu widerstehen, dem Leben Würde zu geben und nicht für alles einstehen zu müssen.

Im Themenbereich „Gottesbild und Gottes Handeln“ war auch das „Forum Lima“ angesiedelt, das den Konvergenz-

erklärungen zu Taufe, Eucharistie und Amt gewidmet war, die gegenwärtig den Mitgliedskirchen des ÖRK und der katholischen Kirche zur Stellungnahme vorliegen. Eingerahmt waren die Gespräche und Vorträge auf dem Forum durch einen „Ökumenischen Taufgedächtnisgottesdienst“ am Vormittag und die Feier der „Lima-Liturgie“ am Abend, die allerdings ohne die geplante Mitwirkung katholischer Liturgen (im Wortgottesdienst) vonstatten gehen mußte: Den im Projektausschuß mitarbeitenden katholischen Geistlichen war die Mitwirkung an der Feier bischöflicherseits untersagt worden. Angesichts der Tatsache, daß bei der ÖRK-Vollversammlung in Vancouver der Würzburger Bischof Scheele an der dort gefeierten „Lima-Liturgie“ mitwirkte (Scheele trug eine Lesung vor), war ein solches Verbot schwer einzusehen.

Ökumenischer Akzent an Fronleichnam

Nachdem in Hannover vor zwei Jahren die *evangelisch-katholische Ökumene* im Programm eher stiefmütterlich behandelt worden war, gab es auf dem Düsseldorfer Kirchentag jetzt wieder ein eigenes, ganztägiges „Forum Evangelisch-Katholisch“, bei dem in Statements und Podiumsgesprächen aus verschiedenen Blickwinkeln der Stand der Beziehungen zwischen den beiden Kirchen beleuchtet wurde: Neben einem Erfahrungsbericht über eine konfessionsverschiedene Ehe standen grundsätzliche Überlegungen zum bisherigen Weg und zu den Zielvorstellungen des ökumenischen Gesprächs (*Aloys Klein*, Leiter des Möhler-Instituts, skizzierte ausgehend von den Konzilsdokumenten das katholische Verständnis des Ökumenismus, und *Reinhard Frieling* vom Konfessionskundlichen Institut in Bensheim stellte dem die „konziliare Gemeinschaft von Konfessionskirchen . . . , die ihre Exklusivitätsansprüche aufgegeben haben“ als Zielvorstellung für die ökumenische Einheit entgegen). Die Bibelarbeit zum Auftakt des Forums hielt der Mainzer Bischof *Karl Lehmann*; auch die Bischöfe *Hemmerle* und *Kamphaus* wirkten beim Kirchentag mit.

Das nachdrücklichste ökumenische Zeichen des Düsseldorfer Kirchentags setzte allerdings *Klaus von Bismarck*, der als offizieller Vertreter des Kirchentagspräsidiums an der *Fronleichnamsprozession* teilnahm und ein Grußwort an die Teilnehmer richtete („Ich bin heute im Bewußtsein dabei, daß wir evangelischen Christen auch zu denen gehören, die sich zum Sakrament des Herrn bekennen“). Etwas Vergleichbares hatte es weder in Nürnberg noch in Hamburg gegeben, wo der Kirchentag ebenfalls Fronleichnam einschloß.

Diesmal überschritt sich der Kirchentag (etwa 6 Prozent der Dauerteilnehmer waren nach Angabe des Kirchentagspräsidiums katholisch) nicht nur mit dem katholischen Hochfest, sondern auch mit dem „*Gemeindetag unter dem Wort*“, der am Fronleichnamstag in Stuttgart stattfand und zu dem etwa 60 000 Teilnehmer kamen. Gerade dieses Nebeneinander machte augenfällig, daß der Kirchentag keinesfalls die ganze Bandbreite dessen ab-

deckt und repräsentiert, was es im deutschen Protestantismus an Strömungen und Gruppierungen gibt. Zwar beteiligten sich auch in Düsseldorf Gruppen und Organisationen aus dem evangelikal-pietistischen Lager mit entsprechenden Veranstaltungen, die auch ihr Publikum fanden. Dennoch waren die Differenzen im Gesamtbild zwischen *Gemeindetag* und *Kirchentag* nicht zu übersehen: Auf der einen Seite Betonung der persönlichen Bekehrung und Glaubensentscheidung, der Autorität der Schrift als des Wortes Gottes und der Mission verbunden mit der Warnung vor einem die biblische Botschaft verfälschenden Pluralismus; auf der anderen Seite das Insistieren auf der Verbindung von Glaube und Weltverantwortung, die Sensibilität für neue geistige und gesellschaftliche Trends und Entwicklungen, die Toleranz für Experimente.

Mischung von Routine und echter Betroffenheit

In einem Leitartikel zum Auftakt des Kirchentags hatte *Robert Leicht* in der „Süddeutschen Zeitung“ (5./6. 6. 85) geurteilt, der Zusammenhang zwischen den verschiedenen kirchlichen Milieus im deutschen Protestantismus löse sich tendenziell auf: „Man zieht sich also allerorten auf sich selbst zurück, verliert das Interesse am anderen, wird bequem.“ Auf dem Kirchentag selber gab es aber durchaus Anzeichen dafür, daß diese Tendenz nicht einfach ein unaufhaltsames Naturgesetz ist: Die verbreitete Bereitschaft zum Zuhören und zum Gespräch, die Nachdenklichkeit, die vielfach zu spüren war, die sympathische Mischung aus lockerer Festlichkeit und Nüchternheit. Ob und wie stark solche Charakteristika der Ausnahmesituation Kirchentag (Wolfgang Huber sprach bei der Schlußversammlung von den „fünf Tagen Kirchentagsfriede“) auf das Leben der Gemeinden und Landeskirchen einwirken, ist eine andere Frage.

Von den *innerkirchlichen Querelen*, die dem deutschen Protestantismus gegenwärtig zu schaffen machen, vor allem der Nordelbischen Kirche, war in Düsseldorf nicht sehr häufig die Rede. Um so deutlicher wurde ein Problem artikuliert, das diesen Querelen vielfach zugrunde liegt: Erstmals seit 1959 war die Frage nach dem Staat als eigener Themenbereich vertreten, in dessen Rahmen auch Bundespräsident *Richard von Weizsäcker* seinen in der Öffentlichkeit stark beachteten Vortrag „Die Deutschen und ihre Identität“ hielt.

Was der Bundespräsident nur kurz in seinem historischen Rückblick streifte, das Verhältnis von Protestantismus und deutscher Identität, griffen die Vorträge von Bundesverfassungsrichter *Helmut Simon* und des Heidelberger Sozialethikers *Heinz Eduard Tödt* aus aktuellem Anlaß direkt auf. Tödt, der über Gewissen und politische Verantwortung sprach, zog aus den Erfahrungen der dreißiger Jahre den Schluß, die Kirche müsse frühzeitig sprechen, um nicht Komplizin aufziehenden Unheils zu werden. Wo allerdings in der politischen Predigt sich ein einseitiges politisches Interesse des Predigers oder gar fanatische

Maßlosigkeit zeige, sei Widerspruch und Dialog in den Gemeinden vonnöten. Der evangelische Prediger sei an die Schrift und an sein Gewissen gebunden und habe gleichzeitig das Gewissen seiner Hörer zu respektieren. Simon rief die Protestanten, die zwischen einer Verklärung der staatlichen Institution und einer eher anarchistischen Mißachtung schwankten, dazu auf, die „rechts- und sozialstaatliche Demokratie des Grundgesetzes als eigene Angelegenheit anzunehmen“. Soweit die vorhandenen Strukturen unzureichend seien, sei das kein Grund, sie geringzuachten, sondern Antrieb, sie zu aktivieren und weiter zu verbessern. Er hielt aber gleichzeitig fest, das Verhältnis von Protestantismus und Staat werde immer nur kritische Solidarität sein können.

Die selbstbewußt-offensive Ansprache von Kirchentagspräsident Huber bei der Schlußversammlung im Rheinstadion (sie wurde wie schon vor zwei Jahren in Hannover als Abendmahlsgottesdienst gehalten) lag auf der gleichen

Linie: „Alle, denen Macht anvertraut ist in Staat und Gesellschaft, sollen wissen: Ihr müßt mit den Christen rechnen. Aber ihr könnt auch mit ihnen rechnen. Wo immer der Zukunft des Lebens Bahn gebrochen wird: wir sind zur Mithilfe bereit.“ Gleichzeitig appellierte er an jeden einzelnen: „Nichts ändert sich, wenn wir uns nicht ändern lassen.“

Zu Kirchentagen gehören solche Appelle. Schließlich liegt ihre Eigenart – das hat sich auch in Düsseldorf wieder deutlich gezeigt – gerade darin, daß sie als öffentliches Forum Stimmungen, Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen signalisieren und verdichten, die in der Konfrontation des Glaubens mit den Zeitproblemen und -nöten entstehen. Dabei mischen sich Ritual und eine gehörige Portion Routine mit echter Betroffenheit und Veränderungsbereitschaft. Das wird auch beim nächsten Kirchentag 1987 in Frankfurt wahrscheinlich nicht viel anders sein.

Ulrich Ruh

Der Ort Gottes in unserer Kultur

Die Differenz von Religions- und Gottesfrage in der Gegenwart

Auf dem 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Düsseldorf hielt im Themenkreis „Gottesbild“ der Bielefelder (katholische) Soziologe Franz-X. Kaufmann ein höchst bemerkenswertes und viel beachtetes Referat über Kirche, Religion und Gottesverhältnis in der zeitgenössischen Gesellschaft und Kultur. Wir veröffentlichen hier (mit geringfügigen Kürzungen) den Wortlaut des Referats.

Ehrlicher Weise müssen wir uns eingestehen, daß wir es heute nicht leicht mit Gott haben. Und das heißt auch: Gott – wenn denn einer ist oder sein sollte, der etwas mit uns im Sinne hat –, Gott hat es nicht leicht mit uns. Wir haben viele Namen für dieses moderne Gottesverhältnis: Wir lebten in einer säkularisierten Welt, sagen die einen. Andere sagen, wir lebten in einer materialistischen und politisierten Gesellschaft, der die instrumentelle Vernunft zum Ersatzgott geworden ist. Und aus einer dritten Perspektive scheint unser Denken geprägt von einer nachchristentümlichen Kultur, deren formende Kräfte keinen Bezug mehr auf jene christliche Botschaft aufweisen, durch die unsere Vorfahren auf ein bestimmtes Gottesverhältnis verwiesen wurden. Dieses Gottesverhältnis war geprägt durch den unabweisbaren Glauben an die Menschwerdung, Kreuzigung und Auferstehung des Gottessohnes Jesus Christus „für uns Menschen und um unserer Sünden willen“, dessen Leben und Sterben als Bürgschaft gleichzeitig für Wahrheit und Heil seiner Botschaft galt.

Diese gleichzeitig bedrängende und Hoffnung verheißende Wirklichkeit scheint für unsere Generation verblaßt, ja für viele den Charakter von Wirklichkeit

überhaupt verloren zu haben. Die Botschaft wurde zunächst zur Überlieferung, und als solche zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse. Aus Überlieferung wurde dann bloße Tradition, ein Hergebrachtes, das zwar antiquarischer Pflege immer noch gewiß sein kann, aber seine Bedeutung im Fortschritt des Zeitalters doch mehr und mehr einbüßt. Der Gegenstand christlichen Glaubens veränderte sich – zunächst in den Köpfen der Theologen, später auch denjenigen der Gläubigen – von einem Verhältnis bald ehrfürchtiger, bald furchtsamer Betroffenheit zu einem Verhältnis vernünftiger Erkenntnis und später rationalen Diskurses. An die Stelle der Rede mit Gott trat die Rede von Gott, dann die Rede über Gott, und bald nur noch die Rede von der Rede über Gott – die Rede über Theologie oder Religion. Es ist die Theologie, die selbst uns *ein immer indirekteres Gottesverhältnis* vorgedacht und damit gleichzeitig den Ort Gottes in unserer Kultur in immer weitere Ferne gerückt hat.

Ein immer indirekteres Gottesverhältnis?

Gott ist uns fern und fremd geworden. Für viele ist Gott lediglich noch ein Gerücht, von dem man nicht recht weiß, ob vielleicht doch etwas dran ist. Andere glauben bereits genau zu wissen, daß es Gott nicht gibt, nicht geben kann. Sie sagen, Gott ist kein Element unserer erfahrbaren Welt, und außerhalb dieser Welt ist nichts. Was es gibt, das ist eben nur die Rede von Gott, und sie ist so verwirrend vielfältig – oder auch so verwirrend einfältig –, daß man sich daran nicht halten kann.

„Worüber man nicht sprechen kann, darüber muß man